

# Hochhäuser sind Parasiten

## Dieter Wieland

„Warum wollen Firmen in Bürohochhäuser?“, fragte Bernhard O. Kumpf, Geschäftsführer von Jones Lang Wootton GmbH in München, bei einer Hochhausdebatte im Münchner Forum für Stadtentwicklungsfragen.

Und er gab die Antwort klar und erfrischend: „Der Mensch will nach oben. Beispiel Zoo: Affenfelsen und Bergziegen. Der Stärkste steht am höchsten. Beim Sportwettbewerb steht der Gewinner auf der Siegertreppe. Wir leben in einer Vorstellungswelt, in der oben besser ist als unten. Firmen mit moderner Unternehmensphilosophie fühlen sich in Hochhäusern wohl, denn sie ragen auch optisch über andere hinaus.“

Geschäftsführungen wollen im obersten Stockwerk untergebracht sein! Untere Stockwerke in einem Hochhaus sind oft schwer vermietbar. Mietpreise steigen mit zunehmender Höhe, in Hochhäusern erlebt man auch die Ferne und den Wetterwechsel intensiver. In München ist der Blick auf die Alpen besonders eindrucksvoll.“

So einfach und berechenbar ist die Welt, wenn man Büroflächen vermarktet.

Der Münchner, der Bürger, der Betroffene, der seine Stadt vor neuen Affenfelsen bewahren möchte, muss in den letzten Wochen chancenlos zusehen, wie seine gewählten Stadträte, der Bürgermeister und die Stadtbaurätin ein Hochhausprojekt um andere behandeln, fünf Hochhäuser in kürzester Zeit. Schnell und still geht das über die Bühne, nur kurz und oberflächlich wird in den Zeitungen berichtet. Ohne irgendwelche Grundsatzuntersuchungen, ohne Vorplanungen, ohne Raumkonzept, ohne die Auswirkungen auf Umgebung und das Stadtgefüge zu kennen.

Beklagt wurde z. B. in diesem Zusammenhang, dass die Stadtverwaltung zu wenig klare Vorgaben für Planungen gebe und dass die Fortschreibung des Stadtentwicklungsplanes auf sich warten lasse. Die Stadtbaurätin verspricht bei der Gelegenheit, demnächst eine neue Hochhaus-Studie in Auftrag zu geben.

Man beabsichtige auch zu prüfen, nach welchen neuen Kriterien Hochhaus-Standorte in der Stadt in Frage kämen. Das Umweltreferat der Landeshauptstadt hat eine Untersuchung über die ökologischen Auswirkungen von Hochhäusern in Auftrag gegeben. Die ist aber noch geheim. Von einer Umweltverträglichkeitsprüfung für Hochhausbauten ist die Rede, nach dem Vorbild Hessen. Das jedenfalls möchte die Rathausfraktion der Grünen in München.

Alles angedacht, alles in der Schwebe, beklagt, gewünscht, gefordert – aber inzwischen werden knallharte Fakten geschaffen. 120 Meter hoch, 140 Meter hoch, 85 Meter hoch – Bauten, die das Stadtbild und die Umgebung weithin beherrschen und prägen werden, ohne Befragung der Öffentlichkeit genehmigt.

Erstaunt fragt sich der Bürger, findet da Stadtplanung überhaupt noch statt? Wer bestimmt und wer befindet eigentlich darüber, wie meine Stadt aussieht? Wer ist an einem demokratischen Verfahren wirklich interessiert? Ist das durchdachte Entwicklung oder ist das nur ein

hastiges, kurzatmiges Reagieren auf zufällige Bauanträge von Investoren auf zufällig gekauften Grundstücksflächen?

Wer bekommt warum so privilegierte, erhöhte Ausnutzung genehmigt? Was leistet er dafür? Wer trägt die Lasten und die Folgen einer so hoch geschraubten intensiven Nutzung? Wer hat die Konsequenzen einer solchen Nutzung für die gesamte Stadt überhaupt durchdacht und durchgerechnet? Stadtklima, Verkehrsanbindung, Infrastruktur, Energie, Abfall und Abwasser, Brand- und Katastrophenschutz? –

Hochhäuser sind Parasiten. Kein Gebäude beherrscht so sehr sein Umfeld, kein Bauwerk strahlt so weit aus in seinen Auswirkungen. Der eine hat den Ausblick, die Mehrheit hat den Anblick. Ein Leben lang. Die einen haben Licht, die anderen liegen im Schatten. Die wenigen gewinnen, die Mehrheit verliert.

Ich halte es für einen parasitären Eingriff, wenn Hochhäuser Schönheit und Lebensqualität einer Stadt für sich okkupieren, historische Parks und Gärten etwa, wie das Thyssen-Haus den Düsseldorfer Hofgarten vereinnahmt hat. Oder das geplante Hochhaus am Landtag Düsseldorf, laut Projektbeschreibung: „Alle Büros haben hohe Arbeitsplatzqualität mit freiem Ausblick auf Grün, den neugeschaffenen Bürgerpark Bilk und den Rhein.“ –

Oder der neue Verwaltungsbau der RWE Essen, Architektenkonzept: „Büros im Park ... ergänzt durch einen wunderbaren Blick über die Essener Altstadt einerseits und die Parklandschaft bis hin zum Stadtgarten/Aalto-Theater andererseits.“ –

Oder Hilton München, direkt am Englischen Garten, für den Park mehr als eine Bildstörung. Das geht tiefer.

Oder wenn die Bahntrasse Laim-Pasing mit Hochhäusern bestückt wird, was immer wieder laut und konstant von Architekten angedacht wird – dann trifft es den Hirschgarten und den Nymphenburger Schloßpark.

Zerstören von Atmosphäre. Ernten, wo man nicht gesät hat, die parasitäre Haltung schlechthin.

Hochhäuser bringen massiv erhöhtes Verkehrsaufkommen in ihr neues Umfeld, Lärm, Stau, Schadstoffe, Besetzung der umliegenden Wohnstraßen mit parkenden Fahrzeugen. Oder als Fernwirkung draußen am Stadtrand die Wohnstraßen rings um die S-Bahnhöfe. Die geplante Aufreihung von Hochhäusern am Mittleren Ring in München muß zum Kollaps einer ohnehin schon überlasteten Verkehrsader führen. Eine Hochhausbebauung bis Pasing müßte durch eine neue S-Bahn-Tunnelröhre durch die City aufgefangen werden, was die öffentliche Hand Milliarden kosten würde. Vorleistungen der Kommune. Belastungen des Bürgers und des Steuerzahlers.

Nie werde ich vergessen, wie mir der berühmte Architekt erzählte, nicht die Planung, nicht die Durchsetzung seines Frankfurter Hochhausprojektes sei schwierig gewesen, nein – das Privileg bei der Stadt durchzusetzen, dass die Betonmischer und die Tieflader mit den Stahlträgern kontinuierlich und präzise mit grüner Welle bei der Baustelle anliefern konnten, auch während der Rush-hour, das sei seine eigentliche Hauptleistung gewesen.

Da fiel mir zum ersten Mal das Erpresserische auf von Hochhäusern. Sie erpressen Aufmerksamkeit und Arbeitszeit und Vorleistungen aller Behörden, Verhandlungszeit und Redezeit und Denkzeit von Ausschüssen und Parlamenten.

Hochhäuser sind immer Staatsaktion und Top-Thema von Kommune und Parteien. Sie steh-

len viel wichtigeren Aufgaben unverantwortlich die Zeit und die Schau. Es fällt auf, dass in Wahljahren besonders viele Hochhäuser genehmigt werden. Politiker brauchen Großprojekte, das Auffällige, die große Zahl, das Spektakuläre. Den Zeitgeschichtler muß es faszinieren, daß sich der sozialdemokratische Bürgermeister-Kandidat von Frankfurt auf den Wahlplakaten vor der „Skyline“ des Banken-Viertels photographieren ließ. Obwohl der Einbruch der Großbanken in das intakte Wohngebiet des noblen Westends die spektakulärste Vertreibung der angestammten Bewohner eines Stadtquartiers im Nachkriegs-Deutschland darstellt. Und diese Vertreibung geht noch heute weiter durch neue Hochhaus-Projekte. So wurden im Juli 1991 – weit früher als vor einigen Jahren prognostiziert – im Bankenviertel mehr als 100 Mark pro Quadratmeter Monatsmiete für Büroräume gezahlt. Hier hat der private Wohnungsmieter keine Chance mehr.

Der spektakuläre „Fall Campanile“, beschrieben von Martin Schreiner, zeigt apokalyptische Visionen von Bau- und Kommunalpolitik, von Investorendruck und privatem nachbarlichem Widerspruch auf.

Ein Hochhaus-Krimi, entstanden durch eine 48 Stunden vor der Wahl erteilte Teilbaugenehmigung.

Bei Hochhäusern geht es immer um viel Geld und um viel Macht und um viele Interessen. Tower-Power. Gebaute Ellenbogen.

Drei Millionen Mark wurden der Nachbarin geboten, um ihr die Einspruchsrechte abzukufen. Mit 150 Millionen Mark Schadenersatzforderung drohte die Investorengruppe der Stadt.

Die Hochhäuser des Frankfurter Bankenviertels sind geradezu zum deutschen Klischee für Macht und Geld und Profit geworden. Ich würde sagen, nicht gerade zum Vorteil für das Image der Stadt Frankfurt.

Und nicht zum Vorteil für den Typus Hochhaus.

Jedermann versteht diese eiskalten Blech- und Glascontainer so, wie der SPIEGEL das Bild vom Frankfurter Bankenviertel unterschreibt:

„Was für die Kundschaft schlecht ist, ist gut fürs Geschäft – oder: Die Bank gewinnt immer.“

Nein, sie wirken gar nicht souverän und weltmännisch, die Kraftmeier von Frankfurt, mit ihren gefärbten Sonnenbrillengläsern und den verzweifelt hochgestemmen Firmenzeichen. Nur plump und neureich. Hast du was, bist du was. Und die Banken scheinen das zu spüren. In ihrer Werbung achten sie nicht mehr auf die glitzernden, anonymen, abweisenden Machtsymbole, sondern nur noch auf offene Mitarbeiter-Gesichter.

Auch Banken leben nur durch Menschen. Soviel zum Thema Imagegewinn.

Und wie haben sich die Giganten denn intern bewährt, bringen sie es eigentlich, funktionieren sie, halten sie, was sie versprechen? Was tragen sie denn bei zum Betriebsklima, zur Innovation, zur Kommunikation?

Wie nützlich ist ein Hochhaus wirklich?

Kommunikationswissenschaftler haben herausgefunden, daß 80 Prozent aller innovativen Gedanken durch persönliche Kommunikation erfolgen. Nicht durch Telefonate und Aktennotizen.

Und 95 Prozent aller persönlichen Kommunikation finden im Umkreis von 30 bis 50 Metern des Arbeitsplatzes statt. Bei 30 Metern ist bereits die kritische Entfernung für informelle Kommunikation erreicht.

Und auch das weiß man seit langem:

Horizontale Erschließung in Gebäuden führt Menschen zusammen – vertikale Erschließung trennt.

Ein technisches Vehikel wie ein Lift trennt noch entschiedener als ein Fußweg über Stiegen.

Hochhäuser sind nach allgemeiner Erfahrung besonders kommunikationsfeindlich.

„Ich kenne persönlich wenige Beispiele, wo die Kommunikation gut funktioniert“, sagt der Hochhaus-Spezialist der Münchener Technischen Universität, der allerdings damit beauftragt ist, in München und anderen deutschen Städten Hochhaus-Standorte festzulegen.

Wertvolle Arbeitszeit geht in der Warteschleife vor den Lifts verloren. Wenn ein verantwortlicher Direktor der Münchener Hypo-Bank erklärt:

„Der meistbenutzte Knopf im Lift ist der Tür-zu-Knopf, Der ist am meisten abgenutzt. Die Ungeduld der Leute in den Liften läßt sie als erstes auf diesen Knopf drücken.“ – dann spricht das Bände über die Zufriedenheit der Mitarbeiter.

Amerikanische Untersuchungen haben ergeben, daß bei 40 Sekunden Wartezeit vor den Liften bei Hochhausarbeitern die kritische Schwelle zum ersten Adrenalin-Stoß erreicht ist.

Hochhäuser verlieren ja bekanntlich erschreckend viel an nutzbarer Fläche durch technische Erschließung, Lifts, Versorgungsleitungen, Fluchttreppenhäuser, Schächte für Brandschutz, Nebenräume, Vom Grundriß eines Geschosses bleibt nur noch die Hälfte für nutzbare Bürofläche übrig. Bei wachsender Geschoßzahl kann dieses ungünstige Verhältnis immer nur noch schlechter werden. Ab 60 Meter Höhe hören Vernunft und Wirtschaftlichkeit auch bei Hochhausbefürwortern auf. Ab hier beginnt nur noch die Show, das „Koste es, was es wolle“.

Bei diesen unwirtschaftlichen Schrumpfundrissen hat sich im Hochhausbau der letzten Jahrzehnte das Großraumbüro durchgesetzt. Gerade dieser Bürotyp hat bei Mitarbeitern und Betriebspsychologen überwiegend besonders schlechte Noten erhalten. Der Mensch ist eben eine unveränderbare Uralt-Konstruktion. Er braucht Privatheit bei der Arbeit, Ruhe, um sich zu konzentrieren, den eigenen Raum, das eigene Territorium. Aber er braucht auch Kommunikation, den großen Raum, den Treffpunkt mit anderen.

Die Kloster als älteste Gemeinschaftsbauten wußten das seit bald 2000 Jahren. Der Grundriß jedes alten Hauses, der Grundriß jeder alten Stadt kennt diese Weisheit. Nur dem modernen Wirtschaftsmanagement muß man es noch mühsam predigen:

Das Großraumbüro ist out, es lebe das Kombi-Büro – Einzelbüros rund um einen Allraum angeordnet. Aber dazu braucht es völlig andere, flexiblere Grundrisse, als sie das Hochhaus anbieten kann. Oder es wird noch unwirtschaftlicher, als es bisher schon ist.

Geradezu dramatisch wird es, wenn Mediziner sich die Menschen ansehen, die in Hochhäusern leben und arbeiten. Nicht Planer und nicht Architekten, nicht Techniker, nicht Bauherren oder Management, sondern die Ärzte haben das Phänomen untersucht, warum ho-

he Häuser krank machen. Schon bei Wohnhochhäusern war aufgefallen, daß die Bewohner der oberen Stockwerke unter Allergien und Atemwegserkrankungen zu leiden haben. Das wird heute in der Regel damit erklärt, daß durch den Lift im Aufzugschacht allergene Träger, wie Staube, Pilze, Keime von der Straße, in die oberen Geschosse heraufgesogen und verwirbelt werden. Auch die Müllschluck-Schächte tragen dazu bei. In modernen Bürohochhäusern ist es den technischen Klima- und Lüftungsanlagen gelungen, diese Stäube und Keime gleichmäßig über alle Räume und alle Stockwerke zu verteilen, wenn mit Umlaufbetrieb gearbeitet wird. Die Luftkanäle bieten Keimen und Pilzen ideale Wachstumsbedingungen, wenn nicht ausreichend gewartet und gefiltert wird.

Hier haben sie jede Feuchte, jede Wärme, die sie sich wünschen. Durch die Gebläsekonstruktion der Klimaanlage entsteht in jedem Büroraum eine Luftwalze. Die Schadstoffe aus den Kanälen, Stäube, mikrobielle Endotoxine, Milben und allergene Keime, auch tote und zerfallene, werden also ständig in der Schwebelage gehalten und verwirbelt, genau in Atemhöhe. Aus Ersparnisgründen wurde früher ein viel zu geringer Anteil an Frischluft zugesetzt, statt dessen wurde verbrauchte Raumluft umgewälzt. Das Auswechseln und Warten von Filtern bringt gar nichts, sie sind in der nächsten Stunde schon wieder dicht mit Keimen besiedelt und verpilzt. Die Frischluft riecht hinter solchen Filtern wie hinter einem Staubsauger. Alles riecht: die Klimaanlage, der Filter, der Filterstaub. Das sind Häuser, die krank machen. Der Körper reagiert darauf wie ein präzises Meßinstrument: mit Erkältungsneigung und rheumatischen Beschwerden. Mit Schleimhautreizungen und Lufttrockenheitsgefühl. Mit Fieber, Atembeschwerden und Gliederschmerzen. Mit Müdigkeit, Konzentrationsstörungen, Kopfschmerzen, Reizbarkeit und Energielosigkeit.

Hinzu kommen Beschwerden, die sich ganz logisch aus dem Diktat der modernen Architektur ergeben. Die Außenwände sind hemmungslos verglast, entweder strahlen die Riesenscheiben also zuviel Kälte ab, oder sie lassen zuviel Wärme durch. Aus formalen, technischen und Kostengründen verzichten Architekten und Bauherren beim Hochhaus fast immer auf den außenliegenden Sonnenschutz. Mittags, wenn der Körper kühle Luft bräuchte, knallt die Sonne durch die viel zu großen Fenster. Die Leichtbauweise erzwingt Wände mit mangelhafter Speicherqualität, die Baumhöhen sind zu gering, die Fenster sind nicht zu öffnen, Wer unter dem Strich draufzahlt, ist der Mensch. Die bisher fehlende Fensterlüftung ist in der Regel der stärkste Vorwurf, die am härtesten formulierte Kritik, die Hochhausarbeiter dem Architekten machen.

Auf keine andere Weise wird die Ohnmacht, die Käfighaltung, das Ausgeliefertsein an die Maschine Hochhaus dem Benutzer deutlicher und eindringlicher vorgeführt als durch die Unfähigkeit, sich spontan auf Stress, auf Stau, auf Ermüdung, auf Ärger hin Luft zu schaffen, sich zu befreien, abzureagieren durch ein zu öffnendes Fenster. Frische Luft hereinzulassen. Ein König, der ein Fenster öffnen kann.

Der Münchener Mediziner Peter Kröling fordert, die Luft rechtlich als Lebensmittel zu behandeln, genauso wie Trinkwasser, und vom Gesundheitsamt kontrollieren zu lassen. Luft muß ohne Keime, ohne Allergene, ohne Geruch am Arbeitsplatz zur Verfügung stehen.

Analog müßte man fordern: Jeder arbeitende Mensch hat ein Anrecht auf das Lebensmittel Tageslicht und auf ein Fenster, das man öffnen und schließen kann, wenn einem danach ist. Kröling hat nach Störungen des Wohlbefindens an Arbeitsplätzen auch in konventionell gebauten Häusern gefragt. Es ist bestürzend und deprimierend zu sehen, um wieviel zufriedener und gesünder Menschen sich in altmodischen, stinknormalen Häusern fühlen, mit dicken Mauern, hohen Räumen, konventionell beheizt und ohne Klimaanlage, nur mit Fens-

tern, die man öffnen kann. Was also ist der ganze Aufwand wert?

Aber wer fragt nach der Befindlichkeit von Bewohnern, wen interessiert es wirklich, wie Menschen mit einem neugebauten Haus zurechtkommen?

„Niemand ist so unfähig, das Gespräch mit dem Benutzer zu führen, auf ihn überhaupt zuzugehen, wie der Architekt“, sagt Dr. Peter Kröling. Alle möglichen Gruppen haben ihn schon eingeladen, über seine Studien über das Sick Building Syndrom zu referieren. Aber noch nie die Architekten. Noch nie die Bauherren.

Die neue Hochhausdiskussion wird im Moment fast ausschließlich von Insidern geführt. Weit an der Öffentlichkeit vorbei. Ein Talk im elfenbeinernen Turm. Und das wird mit einer Euphorie vorgetragen, als halte man jetzt den Stein der Weisen in der Hand. Noch einmal eine Heilslehre der Architektur in diesem Jahrhundert. Die wievielte? –

Wer will das? Wer braucht das?

Und wieder werden die uralten, längst verstaubten Utopien der längst widerlegten Prophe-  
ten der Moderne hervorgekramt: Wir erschaffen die neue Stadt, wir schaffen Urbanität, wir schaffen neue Ordnung, wir schaffen die Stadtkrone, wir verdichten und bringen neues Leben in die chaotische Peripherie. Wir sparen Flächen und schaffen neues Grün. Wir schaffen eine neue Identifikation. Wir setzen Zeichen. –

Noch immer hängen unsere großen Architekten dem entsetzlichsten Traum der Moderne nach, der Stadt im Grünen. „Ich plädiere für die Auflösung des unförmigen Gebildes Stadt und würde mir die wirkliche Stadt der Zukunft über das ganze Land verteilt als großen Garten vorstellen.“ (Günter Behnisch)

Der Spuk des „befreiten Wohnens“ – das große Glück im multifunktionalen Hochhaus zu leben.

„Nur das Großhaus kann dem einzelnen Bewohner einen großen Teil der mühseligsten und zeitraubendsten Hausarbeiten abnehmen durch zentrale Bewirtschaftungsanlagen, ... deren Sinn es ist, den errungenen Zeitgewinn in das Allerwichtigste umzumünzen: in Lebensgewinn.“ (Walter Gropius)

Und gleich noch sein schrecklicher Kernsatz: „Die Bedürfnisse aller Menschen sind gleich.“ Und noch schlimmer:

„Wir haben im Namen des Schiffes und des Autos Architektur geschaffen.“ (Le Corbusier)

Wo bleibt der Mensch?

Corbusiers „Unité d' Habitation“, 1952 bezogen, 165 Meter lang, 11 Geschosse hoch, 1600 Einwohner. Der Kultbau einer ganzen Architektengeneration. Eine Stadt in einem Haus, im 1. und 8. Geschoß eine Straße mit Geschäften und ein Restaurant. Eine Pseudo-Stadt für Homunkuli in einer Pseudo-Landschaft. Ein lebensfeindliches Schreckenssilo, ein Alptraum-Szenario. Als ob man Urbanität synthetisch in einer Kiste im Laborversuch herstellen könnte. Was für eine Ansicht vom Menschen. Nie hat sie funktioniert, nie hat sie gelebt, die Unité, und fand doch so viele Nachfolger und gläubige Jünger.

Lewis Mumford, der große Kenner der europäischen Stadt, sprach vom Nonsens von Marseille.

20 Jahre später bestätigt sich für Paulhans Peters „die Vermutung, daß man zwar wegen einer allgemeinen Wohnungsknappheit die Menschen in schlechten Häusern unterbringen

kann, die oft nur bauliche Verwirklichung von Wirtschaftlichkeitsberechnungen oder Monumente der Architektur sind, daß diese Menschen aber ihre Stadt weiterhin so benutzen, wie sie es wollen und nicht, wie Architekten es sich in einem idealen Traum vorgestellt haben.“

Heute ist die Unité entleert, ein verkommenes Wrack, das auf eine kostspielige Revitalisierung wartet.

Am Ende des 20. Jahrhunderts haben wir gelernt, Architektenträume zu fürchten. Wir wollen nicht schon wieder eine neue Stadt. Es reicht, was herumsteht, Über das ganze Land verteilte Architekten-Monumente der sechziger, siebziger Jahre. Kleiner gebackene Utopien als die Unité, aber genauso überheblich und herausfordernd mißlungen, plumpe, kleinkarierte „städtebauliche Dominanten“ in Waschbeton.

Müssen wir nicht inzwischen mit ungeheurem Aufwand und hohen Steuergeldern diese kläglichen Wohnmaschinen, diese gepriesenen „Demonstrationen neuen Wohnens“ rück- und umbauen? Da war 1988 die teure Köpfung des „Blauen Palais“ in Kassel. Ein verwahrlostes Hochhaus, der Eigentümer, das Versorgungswerk der Ärztekammer Hessen, hatte das Wohnmonster jahrelang verkommen lassen. Die Wohnungen konnten nicht mehr vermietet werden. Vandalismus, Kriminalität und Selbstmorde brachten den Koloß in Verruf. „Vorstation eines Gefängnisses“ nannte die damalige Kasseler Stadtbaurätin Christiane Thalgot – heute Stadtbaurätin von München – das Hochhaus und plädierte dafür, die obersten acht Etagen des 18geschossigen Wohnsilos abzutragen. Da war der „Lange Jammer“, mit 18 Geschossen und 976 Wohnungen einer der unübersehbaren Fortschrittsbauten des Märkischen Viertels, mit „freiem Horizont und guter Besonnung“. Ein Koloß, fünfmal so groß wie das „Blaue Palais“. Abends traute sich der Hauswart nicht mehr in die oberen Stockwerke. Die Mieter öffneten nach 19 Uhr ihre Türen nicht mehr. Es kostete Millionen, den Koloß mit Kletterpflanzen, mit Pergolen in Holz, mit Pflasterungen, neuen Eingangshallen und einem Anstrich in „Weiß und Champagner“ etwas menschenfreundlicher zu gestalten. „Die früher verschmierten Fahrstühle sind strapazierfähig nirostaverkleidet, Briefkästen, Namensschilder und Klingelknöpfe neu gestaltet, aus unzerstörbaren Materialien, die teilweise extra entwickelt werden mußten.“

Die Materialien werden robuster, die Aggressionen bleiben offenbar die gleichen. Das Problem bleibt die Größe, die im Wohnungsbau Formen erzwingt, die anöden, die bedrücken und Angst machen, endlose Gänge, Fluchten, Schächte, Treppenhäuser, Stapelregale von Balkonkästen. Der Tod der Individualität.

Es gibt auch gar keinen logischen Grund, Menschen so hoch aufeinanderzustapeln. Es ist ja gar nicht wahr, daß wir mit dem Hochhaus Fläche einsparen würden. Flächengewinn gibt es bei Geschoßhäufung nur bis zum vierten Stock. Ab da wird er verschwindend klein, und es wachsen nur die Abstandsflächen, das trostlose Niemandsland des Abstandsgrüns. Wo es zieht und der Regen um die Ecken pfeift. Nach der Bayerischen Bauordnung braucht ein 20 Meter hoher Baukörper ein Baugrundstück von 2000 Quadratmetern. Das gleiche Bauvolumen in zwei zehn Meter hohen Baukörpern bei gleicher Besonnungsqualität benötigt nur 1800 Quadratmeter. Für vielgeschossige Massenwohnbauten benötigt man nicht weniger Bodenfläche als für dichte, individuelle Wohnbauformen.

Auch die Dichte ist es nicht, der höchste vorgesehene Dichtewert läßt sich auch ohne Hochhaus erreichen durch Blockbebauung. Und das viel wirtschaftlicher und mit viel flexibleren Grundrissen.

Und woher stammt das Ammenmärchen, durch Hochhäuser würde man eine Zersiedelung

der Landschaft verhindern? Dafür gibt es nicht einen einzigen Beleg. Nirgends. Auch Frankfurt ist rücksichtslos weitergewuchert, obwohl seine Hochhäuser extrem hohe Dichten mit Geschoßflächenzahlen erreichen, wie sie in New York üblich sind. Und wieviel neue Fläche haben wohl die Vertriebenen aus dem Westend neu beansprucht? Wieviel Fläche, wieviel Wohnraum ist durch neue Schnellstraßen verlorengegangen, die den wachsenden Verkehr zum Bankenviertel ermöglichen müssen? Welcher Architekt plädiert für Flächeneinsparungen bei Gewerbegebieten?

Hört man irgendwo das Veto eines Politikers gegen den wahnwitzigen Flächenverbrauchs rings um die ostdeutschen Städte?

Nein, Schonung der Landschaft, das ist ein bigotter, völlig unglaubwürdiger Schwur von Architekten für den Naturschutz. Nicht ernst zu nehmen, leider.

Und zur Schaffung urbaner Qualitäten taugt ein Hochhaus nicht. Da ist es restlos überfordert. Was hat ein Bürohochhaus schon an urbanem Leben anzubieten? Mehr Verkehr zu Stoßzeiten. Das ist alles. Auch Gruppen von Bürohochhäusern schaffen nicht mehr Munterkeit.

Es gibt kaum etwas Langweiligeres und Synthetischeres als La Défense, den Abstellplatz der Pariser Bürosilos, eine kafkaeske Vision von Bürokratie und Aktendeckeln. Blutleer, papieren – eine Endstation von Stadt.

Und dieses traurige Ketchup soll nun über alle Städte Europas gekippt werden?

Wie viele gute Hochhäuser gibt es denn wirklich, Bauten, die man nicht vergißt, die man nicht missen möchte? Sind es dreißig, oder sind es doch nur zwanzig auf der ganzen Welt? Der Rest ist doch nur die Allerwelts-Geschicklichkeits-Architektur, die man verlängern oder kürzen oder stapeln kann. Big Mac. Oberflächlichste Oberfläche,

Des Kaisers neue Kleider. Glänzend.

Glitzernd. Teure Materialien. Nur hoch und weiter nichts. Der Architekt als Showmaster. Als Verpackungskünstler. Für x-Beliebiges.

Das sieht nie nach dem alten Manhattan aus, sondern nach Houston, Dallas, Frankfurt.

Hochhäuser entstehen nicht aus Vernunft oder Notwendigkeit, sondern aus Geltungsdrang, aus Imponiergehabe, aus Spekulation auf Imagegewinn und weil man eben grade Hochhaus trägt. Da sind auch viele Komplexe dabei und viel versteckte Ängste. So wie sich kleine Männer mit Riesenautos und mit Riesenhunden und mit langbeinigen Frauen in Szene setzen.

Man kann fast wetten, je tiefer die Komplexe sitzen, desto höher wachsen die Hochhäuser.

Und weil Eitelkeit keine Experimente duldet und weil viel Geld auf dem Spiel steht, setzt die internationale Kapitalwirtschaft nur noch auf den internationalen Star-Architekten.

Architektur wird heute international geschneidert wie Autokarosserien. Büros aus aller Welt arbeiten für die ganze Welt. Eine kleine Crew von Architekten-Stars beliefert alle Großstädte zwischen Los Angeles und Barcelona, Berlin, Hongkong und Tokio mit Warenhäusern und Museen und mit Hochhäusern.

Das x-Beliebige am x-beliebigen Ort, austauschbar, verwechselbar, die gleichen Gesten über jeder Stadt. Eine Horror-Vision. Noch ist jede alte Stadt in Europa ein Individuum. Ist

das vorbei?

Müssen es immer die gleichen Rezepte sein? Global? Muß eine Stadt aussehen wie die andere? Darf es noch Unterschiede geben? Auch in Zukunft? –

„Wie gehen wir um mit dem Genius loci?“, fragt kritisch Cesar Pelli, selbst einer der großen Stardesigner für die neuen Statussymbole.

„Gebäude sind keine Skulpturen, und ein Architekt ist kein Chefkoch ...“, aber „wenn wir weiterhin jedem Gebäude, das wir entwerfen, unsere persönliche Handschrift und unseren persönlichen Stempel aufdrücken, dann wird es bald dazu kommen, daß jede Stadt ein Gehry-Gebäude hat, ein Meier-Gebäude, ein Jahn-Gebäude und so weiter, bis jede Stadt zu einer Art Woolworth geworden ist – eine Stadt, die von jedem etwas hat, aber keinen Charakter.“

*Dieter Wieland ist Dokumentarfilmer und Autor. Er setzte sich als einer der ersten Fernsehjournalisten für den Denkmalschutz und für den Erhalt gewachsener Kulturlandschaften ein. Die Verschandelung der Natur, die Zersiedelung der Landschaft, die Unwirtlichkeit der Städte – all dies machte Dieter Wieland seit Anfang der 1970er Jahre zum Thema seiner großen Reihe „Topographie“ in der Reihe „Unter unserem Himmel“ des Bayerischen Fernsehens. Mit „Grün kaputt“ und „Der Jodlerstil“ hat er Fernsehgeschichte geschrieben.*

*Die Zitate entstammen dem Beitrag „Hochhäuser sind Parasiten“ des Verfassers, erstveröffentlicht im Band: Klaus Daniels (Hrsg.): Hohe Häuser. Kontroverse Beiträge zu einem umstrittenen Bautypus. Verlag Gerd Hatje, Stuttgart 1993, S. 207-213. Mit Beiträgen von Santiago Calatrava, Thomas Herzog, Christoph Hoesch, Christoph Möckler, Richard Rogers, Evelyn Roll, Wolfgang Jean Stock, Dieter Wieland und zwei Bauherren.*

*Wir danken Dieter Wieland für die Genehmigung, seinen Beitrag auf der Webseite des Münchner Forums zu veröffentlichen. ([http:// www.muenchner-forum.de/...](http://www.muenchner-forum.de/...))*